

Jörg Fauser
Man hängt halt so an
dem, was man hat

BRIEFE AN DIE ELTERN

Zusammengestellt, herausgegeben und
mit einem Vorwort von Peter Graf
sowie einem Nachwort von Ronja von Rönne

Mit Faksimiles von Briefen und Postkarten

Diogenes

Covermotiv: Foto von Philipp Keel, ›Asparagus‹, 2004

Copyright © Philipp Keel

Vielen Dank an das Deutsche Literaturarchiv Marbach
für die Zusammenarbeit

Alle Abbildungen der Briefe und Postkarten stammen
aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach

Copyright © Deutsches Literaturarchiv Marbach

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Erstausgabe. Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2023

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

30/23/852/1

ISBN 978 3 257 07163 4

Inhalt

Vorwort 7

»Und daß wir alle manchmal so fürchterlich
gegeneinander standen, gehört vielleicht dazu.«
von Peter Graf

Die Briefe 21

Faksimiles 413

Nachwort 447
von Ronja von Rönne

Anmerkungen 452

»Und daß wir alle manchmal
so fürchterlich gegeneinander standen,
gehört vielleicht dazu.«

Vorwort von Peter Graf

Ich bin Jörg Fauser persönlich nie begegnet. Ich kenne sein Werk, für das ich mich als Jugendlicher zu begeistern begann. Und viele der Schriftsteller, die Fauser verehrte oder mochte, habe ich als Jugendlicher und junger Mann ebenfalls für mich entdeckt. Und wenn ich auch nicht Schriftsteller geworden bin – und auch nie werden wollte –, so prägten mich diese intensiven Leseerfahrungen doch, und sie spielten eine nicht unbedeutende Rolle bei meinem eigenen beruflichen Werdegang. Je mehr ich las, umso mehr begann ich mich für die Verlage zu interessieren, die die Bücher verlegten, die ich gerne las. Ich wollte wissen, wie Verlage arbeiten und was nötig ist, um aus einem Manuskript ein Buch zu machen, das in den Buchhandlungen liegt und in den Zeitungen besprochen wird. Folgerichtig wurde ich irgendwann Lektor und später Verleger.

Ein erster Schritt in diese Richtung war, ähnlich wie bei Jörg Fauser, die Herausgabe einer Literaturzeitschrift. Hier konnte man im Kleinen die Abläufe erproben, die auch bei der Verlagsarbeit relevant sind. Es folgten Hospitanzen bei mehreren Verlagen. Die für mich prägendste Erfahrung war

diesbezüglich ein mehrmonatiges Praktikum bei Rogner & Bernhard, damals noch unter der Leitung von Antje Landshoff-Ellermann und ihrem Programmleiter Klaas Jarchow, also bei ebenjenem Verlag und unter den Fittichen jener Verlegerin, die Anfang der 1980er-Jahre wichtige Werke Jörg Fausers verlegt hat. Die Wochen dort führten nicht nur dazu, dass sich mein Wunsch, für Verlage zu arbeiten, verfestigte, im Nachhinein bin ich sehr erstaunt, wie viel ich in der eigentlich kurzen Zeit lernte: über das Büchermachen, über den Umgang mit Autorinnen und Autoren, und ich bekam sogar eine ziemlich genaue Ahnung davon, wie eine Verlegerin oder ein Verleger sein musste, um gut zu sein. Andererseits weiß ich heute, dass das kein Zufall gewesen ist, denn unter den Verlegerinnen und Verlegern, die in den 1960er- und 1970er-Jahren im deutschen Sprachraum kleine Verlage gründeten, waren Persönlichkeiten, die mit ihren Ideen und Verlagsentscheidungen die Verlagslandschaft grundsätzlich erneuerten und den Grundstein für all jene legten, die heute verlegerisch arbeiten. Sie setzten nicht nur neue Themen und boten Autorinnen und Autoren, die in den großen, etablierten Verlagen nicht vorkamen, eine verlegerische Heimat, sie veränderten gemeinsam mit diesen neuen Stimmen in der Literatur den Literaturbetrieb und beeinflussten das gesellschaftliche Leben nachhaltig. Antje Landshoff-Ellermann ist eine von ihnen.

Bei der Lektüre von Jörg Fausers Briefen an seine Eltern bin ich immer wieder auf Menschen gestoßen, denen ich bei meiner Arbeit für Verlage und als Verleger in den zurückliegenden 25 Jahren begegnet bin. Nicht zuletzt Jörg

Fausers Mutter, die ich auf einer Frankfurter Lesung kurz kennenlernen durfte.

Diesen Briefband, der viele, aber längst nicht alle Postkarten und Briefe Fausers enthält, das gesamte Konvolut der ca. 400 erhaltenen Briefe und Postkarten hätte den Umfang dieses Buches gesprengt, ist deshalb geradezu eine Ehre für mich, und ich bin dankbar, dass mich Jörg Fausers Briefe auf eine Zeitreise mitgenommen haben, die sein Leben und das Leben seiner Eltern betrifft, die aber auch viel von der alten Bundesrepublik erzählt, jenem seltsam verkehrten und biederem Land, in dem auch ich aufgewachsen bin.

Als ich *Der Schneemann* las, war ich fünfzehn, als *Robstoff* erschien, siebzehn. Ich verkehrte damals nicht mit Menschen aus Fausers Generation, ich interessierte mich nicht einmal für die Belange von Dreißig- oder Vierzigjährigen, aber ich ließ mich, wie alle jungen Menschen jeder Generation, für mein eigenes, gerade erst beginnendes Leben von Büchern, Filmen, Musik und Diskursen inspirieren, die Menschen dieser Generation schufen oder prägten. Meine Freunde und ich woben all diese Einflüsse ein in das in uns entstehende Weltbild, in das Lebensgefühl, das sich langsam entfaltete, in die Träume und Albträume oder Wünsche, die uns umtrieben. Aber unser Koordinatensystem war ein anderes. Wir waren, weil jung, unerfahren, aber auch neugierig und unverbraucht, hoffnungsfroh. So durchlebten wir die späten 1980er-Jahre. Unbelastet von dem ideologischen Ballast der vorangegangenen Generation, fanden wir unsere Vorbilder unter den Menschen, die quer zum Mainstream standen und ihr Ding machten. Das

Establishment (oder das, was wir dafür hielten) verachteten wir ebenso wie Parteien oder Institutionen.

Jörg Fauser war für die jungen Leute, die damals ähnlich dachten und leben wollten wie ich – und das waren nicht wenige –, als Vorbild sehr geeignet, weniger in dem, was er verkörperte, sondern weil er Helden schuf, die uns gefielen, weil er den richtigen Ton traf und eine Wirklichkeit beschrieb, in der wir uns zurechtfinden, ohne uns damit auszukennen. Und was man bei ihm nicht fand, konnte man bei Wolfgang Welt lesen oder sogar bei Peter Kurzek. Dann hatte man einerseits einen recht guten Kompass, um dieses Land zu verstehen, andererseits ahnte man, dass auch das eigene Leben Nischen bereithalten könnte, die zu finden und schrittweise zu besetzen offenbar möglich war; was Hoffnung machte.

In die Rezeptionsgeschichte eines Werkes fließt viel ein, die Beweggründe der Leserinnen und Leser, die dazu führen, ein Werk zu lesen, finden zumeist aber wenig Beachtung, und fast völlig im Dunkeln bleibt, was die oder der Lesende aus einer bestimmten Lektüre mitnimmt und verbindet mit all den anderen losen Fäden seines gegenwärtigen oder zukünftigen Lebens, in dem ja alles enthalten ist, was ihn ausmacht oder ausmachen wird. Manche Einflüsse bleiben prägend, andere werden bedeutungslos: Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Literatur ist in besonderer Weise geeignet, sich immer wieder aufs Neue in das eigene Leben einzuschreiben, nicht nur durch das, was sie schildert, sondern durch den Vorgang des Lesens an sich, der, verglichen beispielsweise mit der Betrachtung eines Bildes oder eines Filmes, langwieriger ist und wohl auch kon-

templativer. Liest man ein Buch über Tage hinweg, wird es nicht nur Teil des eigenen Alltags, der Alltag hat Einfluss auf das Leseerlebnis und verstrickt sich womöglich sogar mit der Handlung. Und wer viel liest, von Kindesbeinen an, dem hilft das Lesen des einen Buches bei dem Verstehen des anderen, Vorlieben kristallisieren sich heraus, man lernt zu vergleichen, häuft, ohne es recht zu merken, Wissen an, und wird Buch um Buch zum verständig Lesenden. So ein Leser ist Jörg Fauser gewesen. Und sehr früh reifte in ihm der Plan, Schriftsteller zu werden. Es war kein Traum, den er hegte, es war eine Aufgabe, der er sich ein Leben lang stellte. Wer Jörg Fausers Briefe an seine Eltern liest, begleitet den Leser und werdenden Schriftsteller auf seinem Weg, aber vor allem zeugen Jörg Fausers Briefe von der unumstößlichen Liebe, die er für seine Eltern empfunden hat. Und dieser in die Geschichte der Bundesrepublik eingebettete Gedankenaustausch zwischen Mutter, Vater und Sohn ist nur deshalb erhalten, weil Fausers vor allem Briefe schreibend miteinander in Kontakt standen. Das Telefon spielte eine untergeordnete Rolle, heutige Kommunikationsmittel waren gänzlich unbekannt. Das alles macht die Briefe zu einem ebenso ergiebigen wie berührenden Dokument eines Schriftstellerlebens, das, vielfach etikettiert, bekannt zu sein scheint, aber doch facettenreicher war, als die Rezeption seines Werkes vermuten lässt.

Man muss, glaube ich, an dieser Stelle nicht viel über das Leben von Jörg Fausers Eltern vorwegnehmen, man lernt sie, auch wenn ihre Briefe an den Sohn in diesem Band nicht abgedruckt sind, im Laufe des Briefwechsels gut kennen. Und wie viel Einfluss die Schauspielerin und der Maler auf

den Lebensweg des Schriftstellers gehabt haben, offenbart sich ebenso. Im Elternhaus Jörg Fausers gab es viel Geist und wenig Geld, und dies war ein guter Nährboden, um den eigenen Weg erstaunlich früh ziemlich unbeirrt einzuschlagen.

Im August 1978 schreibt Jörg Fauser an seine Eltern: *»Daß ich überhaupt etwas ›erreicht‹ habe, verdanke ich vor allem euch, nämlich Euren Erfahrungen, Einsichten und vielem anderen, das zusammen ein Leben ergibt, und wenn auch das, was ihr ›erreicht‹ habt, von der Gesellschaft, dem ›Markt‹ nicht annähernd gewürdigt wird (wie sollte es das auch?), ohne all das wäre meine Existenz und vor allem meine Schreiberei gar nicht denkbar.«* Das ist weitaus mehr als ein pflichtbewusster Dank des nun 34-jährigen Autors, der sich seinen Wunsch, Schriftsteller zu sein, tatsächlich erfüllt hat. Es ist ehrlich empfunden, auch wenn dieses kurze Zitat unterschlägt, wie steinig Fausers Weg gewesen ist und wie sehr seine zeitweilige Drogensucht und seine Alkoholprobleme die Beziehung zu seinen Eltern belasteten. Sich von den Eltern loszusagen, sie enttäuschen zu müssen, um auch gegen ihren Widerstand das zu tun, was man tun zu müssen glaubt, ist in jeder Eltern-Kind-Beziehung schmerzhaft und gehört fast immer dazu. Dass man diese Phase überwindet und wieder zueinanderfindet, kommt glücklicherweise ebenfalls oft vor, selbstverständlich ist es nicht. Fünfzehn Jahre vorher, 1963, Jörg Fauser ist 19 Jahre alt, ist sein Verhältnis, insbesondere zu seinem Vater, reichlich zerrüttet. Flehentlich bittet er in einem Brief: *»Bitte laßt es nicht soweit kommen daß ich euch hassen muß.«* Dazu kommt es nie. Weder hasst Jörg Fauser seine Eltern,

noch lassen sie ihn fallen. Da ist zu viel, was sie miteinander teilen: nicht nur das gleichermaßen ausgeprägte Interesse an dem kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Leben ihrer Zeit, das über Jahrzehnte hinweg rege diskutiert wird, nicht nur die Leidenschaft für Literatur, die ebenfalls alle drei eint, die Grundlage sind ähnliche Erfahrungen, die den Schriftsteller mit der Schauspielerin und dem Maler verbinden, aber getragen wird dies alles, so hat man von außen betrachtet den Eindruck, durch das hohe Maß an Offenheit und Vertrauen, das für das Verhältnis dieser drei Menschen prägend gewesen zu sein scheint.

Denn zwei Jahre später, Jörg Fauser hält sich gegen den Willen seiner Eltern bei seiner Freundin Stella in England auf, schreibt er bereits an seinen Vater: *»Wie groß jedenfalls auch die Schwierigkeiten zwischen uns im täglichen Zusammen- oder Nebeneinanderleben, in dessen Gewohnheiten und den Anschauungen und Empfindungen sein mögen, so spielen sie doch keine Rolle neben dem Wichtigsten, das ich in all diesen Jahren erlebt habe und das mir aus meiner Jugend bleiben wird vor allem anderen: der zähen Arbeit, die Du in Deiner Kunst geleistet hast, den Gesprächen, die wir darüber führen, und den Bildern selbst. Gerade weil ich kein Maler geworden bin, wird mir jedes Wort, das ich schreibe, gewichtiger; und das Maß, mit dem Du gemessen hast, und die Beharrlichkeit, mit der Du an Deiner Kunst festgehalten und sie entwickelt hast, werden mir Vorbild sein und sind es schon bei meiner Arbeit. Daß ich wenigstens durch, von Dir gelernt habe, kann ich Dir mit Sicherheit sagen, auch wenn Du es jetzt noch in dem, was ich schreibe, nicht erkennst.«*

Und wenig später, immer noch in England, gibt er in - einem weiteren Brief an seinen Vater zu verstehen: *»In einem Fall allerdings können wir uns wohl nie einigen, dem meiner Zukunft nämlich. Ich halte mich weder für ein Genie noch sonst irgendwas, aber ich kenne mich gut genug um zu wissen daß ich keinen Akademiker, auch keinen geheuchelten, keinen Lektor etc. abgebe. Ich werde nicht auf die Universität zurückkehren, weil ich mich schlichtweg dort langweile u. weil es Zeitverschwendung ist.«*

Jörg Fauser muss auch in dieser frühen Phase seines Lebens das Leben seiner Eltern nicht infrage stellen oder gar verachten, um Herr über das seinige zu werden. Er muss sich in einigen Dingen behaupten. Und das tut er. Danach ist wieder Raum für Offenheit, und deshalb lässt er sie auch teilhaben an den Zweifeln, den prekären Lebensumständen, den Momenten des Scheiterns, die es immer wieder gibt. Oft, so meint man aus den Briefen herauszulesen, sind seine Mutter und sein Vater die ersten Leser seiner Gedichte und Prosatexte, und ihr Urteil ist ihm wichtig. Er kann, auch wenn er noch kaum etwas zu Papier gebracht hat, Sätze wie: *»Allmählich wird mir die Literatur mehr als nur eine Spielart des Lebens, nämlich (mein) Leben selbst.«* schreiben, ohne dafür insgeheim belächelt zu werden. Und je beharrlicher er seinen Weg geht und je mehr er auf diesem Weg vorankommt, umso mehr wächst das Vertrauen in die Entscheidungen des Sohnes, und Stolz macht immer häufiger den Sorgen Platz, die zu Beginn vorherrschen.

Jörg Fausers Briefe an seine Eltern sind mal kürzer und mal länger, eilig und nur hastig hingeschrieben kommen sie einem nie vor. Die Korrespondenz mit seinen Eltern

ist ihm wichtig. Er gibt Auskunft über sich und über die Texte und Projekte, an denen er gerade arbeitet, reagiert auf Dinge, die im vorausgegangenen Brief der Eltern gestanden haben, und insbesondere wenn er auf Reisen ist oder sich nach einem Umzug in eine neue Stadt einzuleben versucht, bekommen sie einen literarischen Ton, in dem sein Talent als Schriftsteller aufscheint. Das gilt in besonderer Weise für seine Türkei- und Orientbeschreibungen, und man wünscht sich sehr die Reisebücher herbei, die Jörg Fauser gerne geschrieben hätte, aber nie geschrieben hat. In einem seiner Briefe aus dem Jahr 1965 steht der Satz: *»Zyniker bin ich insofern, als ich weiß, daß alles, was mir begegnet, mir auch zugute kommt; ich bin ein Verwerter.«* Vor allem aber war Jörg Fauser auch ein pointierter Beobachter. Über seine ersten Tage in Rohrbach, wo er seinen Zivildienst in einem Krankenhaus antritt, gibt er zu Protokoll: *»Diese Nonnen haben es mir angetan, ich kann mich nicht von ihnen losreißen. Hier sammle ich Material, bis ich nur so platze. Manchmal könnte ich schreien vor Vergnügen. Dann das dünne trockene Husten. Sterbende alte Männer. Einer, der mich beim Füttern fragt: Ei ich hab ja immer noch die Auge offe, ja gebe die denn gar net zu, desch is ja toll.*

Das eigentlich Interessante hier ist, daß ich auf diese Weise mit Typen des deutschen Volkes zusammenkomme, die einem Asphaltliteraten eigentlich höchst selten unter die Nase kommen – pfälzischen Winzern, badischen Eisenflechtern, schwäbischen Handwerkern etc. Wir haben auch bzw. hatten einen Herrn Jan Kozak aus Galizien (jetzt Bergzabern) und einen Herrn Jura Mosjuk aus der Ukraine (jetzt Lörrach) bei uns – beide 1941 ins Reich gekommen.

Man schaut also dem Volk aufs Maul – und so hautnah wie im Krankenhaus wohl nie mehr.«

In Göttingen angekommen, schreibt er im Mai 1969 über seinen neuen Wohnort wenig schmeichelhaft und im Geiste Franz Josef Degenhardts: »Göttingen als Szenarium eines mittleren deutschen Miefs fasziniert mich enorm: der unverwechselbare Krankenhausgeruch unter den Rücken der veronal- und kalkgegilbten alten Frauen, die Atmosphäre des Verkrüppelten, die durch die Fachwerkassen und über die Plätze geistert, über die nachts der betrunkene Sang der Korpsbrüder leiert, gestanzt mit den spitzen Schreien und Gesten der von Gottes bösen Engeln hierher verpflanzten Griechen oder Spaniern, diese Brackwasser, in denen die weißen Haare verschimmelter Professoren mit türkischen Furzen und dem Mörtel der verfallenden Kirchen zu einem Brei zusammenwachsen, aus dem im nächsten Jahr farblose Gänseblümchen sprießen werden – pssst! bald schlagen die Uhren Mitternacht, die Gardinen werden zugezogen, die spitzen Nasen legen sich zwischen zwei Wärmflaschen und den Postkarten der verschollenen, bankerotten, ausgebombten Jugend zur Ruh – der Wind schwappt Regen auf den Wall, wo zwischen Höfen und Gärten der Frühling Wurzeln zu schlagen versucht ... in den feinen Lokalen sitzen die Familien der habilitierten Krüppel und weiße Finger stochern, gespenstisch im weißen, pulvrigen Licht, das fette Fleisch von Tellern, die längst geleert sind.«

Immer wieder gibt es Überlegungen von ihm, Deutschland zu verlassen, aber eigentlich weiß er, dass er nur in Deutschland eine Chance haben wird, von der Schriftstellerei und dem Schreiben auch leben zu können. So belässt er

es bei ausgedehnten Auslandsreisen und begibt sich, als es ihm möglich ist, freudig auf die Reisen nach Amerika und Asien, die er beruflich unternehmen kann. Ansonsten beginnt er sich mit Deutschland zu arrangieren, denn er weiß, dass er in Deutschland den Stoff für seine Geschichten aufammelt, und sein Heimatland, das ihm mitunter Hölle ist, ist ihm zugleich Verheißung, wenn die Städte München oder Berlin heißen. Und das, obwohl es ihm seine finanzielle Situation oft unmöglich macht, eine richtige Wohnung zu mieten. Er schlüpft irgendwo unter, lebt in engen und mitunter unmöglichen Wohnverhältnissen und begnügt sich. Mit wie wenig er sich lange Zeit zufriedengibt, um als Schriftsteller leben zu können, ist beachtlich. Selbst als er es geschafft hat und auch finanziell auf besseren Füßen steht, schreibt er an seine Eltern: *»Mir geht es ja momentan so gut, daß ich mir Bücher u. Zigarren u. sogar eine neue Matratze kaufen kann, aber ich lebe nicht in dem Gefühl es müßte so weitergehn. Nicht, weil ich ein Außenseiter bin, sondern weil ich ein literarisches Werk schaffen will (u. die junge Generation hat das Recht auf ihr Werk wie ich auf meins) u. doch nie wissen kann ob mir dafür einer auch noch Geld gibt.«* Das ist keine Koketterie (oder nur ein wenig), sondern eine durch Erfahrung erworbene Gewissheit, die auch die Eltern kennen. Und so verwundert es nicht, dass sich auch der Vater gegenüber dem Sohn nicht scheut, seinem Unglück darüber Ausdruck zu verleihen, dass er zwar durchaus bekannt und mit Ausstellungen und Preisen gesegnet gewesen ist, aber andererseits im Verlauf seiner Karriere oft genug als *»Ernährer der Familie«* ausfiel, und darauf angewiesen war, dass seine Frau diese

finanzielle Schieflage durch ihre Arbeit aufwog. Und die Antwort Jörg Fausers ist, man kann es nicht anders sagen, von großer Zärtlichkeit. Wie überhaupt durch das Lesen der Briefe eine Seite an ihm sichtbar wird, die jene, die ihn kannten, sicher nicht überrascht, die aber auch nicht unbedingt ins Bild passt, das man sich von Jörg Fauser macht und das Jörg Fauser womöglich als Wunschbild von sich selbst in sich trug. In einem seiner Gedichte heißt es:

*ein Mann wie ein Rausch, ohne Zukunft, Berserker
ohne Bar ohne Frau ohne Schwert,
an der Loire ein Mann, er badet
in Bildern, in Prosa, in Wein,
er badet im Land, in der Sonne, im Blut
und tut alles unter der Fahne
des Winters, er weiß, es gibt
Liebe nicht so, Lämmer nicht so noch Heilige,
er sonnt sich in Schnäpsen, in Frauen,
in Prosa, in sanfter, vernünftiger
Metzelei...*

Man muss solche Zeilen, die jahrzehntealt sind, nicht ernst nehmen, um sie wahrhaftig zu finden. Es reicht, die Sehnsüchte, die sich dahinter verbergen, irgendwann einmal geteilt zu haben. Dann haben sie Bestand. Und in Musik verpackt wären sie ein Lied, das viele mitsingen. Rotzigkeit und Melancholie waren Fauser immer wichtiger als Coolness. Sie ist bei ihm oft nur Fassade und Zeitgeist und kaum von Bedeutung. Sein Blick auf das eigene Leben war hingegen unaufgeregt lakonisch: »Grund zum Heulen gibt

es keinen, und es wird sich auch nie was ändern, also gibt es auch keinen Grund zum Juchhu, das sage ich seit längerem allen, die mich danach fragen; sehr beliebt werde ich freilich nicht damit«, heißt es in einem der späteren Briefe an seine Eltern. Auch das hat Bestand, an manchen Tagen zumindest, wie auch die Briefe Sinn ergeben, die er schrieb, auch wenn er einmal zweifelnd anmerkte: *»Briefe entstehen ja in gewissen Abständen, und was dann natürlich ist, wirkt – gesammelt – bisweilen gradezu abwegig.«*

Das Gegenteil ist der Fall. Sie geben Auskunft und Orientierung und unterhalten, und in ihnen spiegelt sich nicht nur das Wesen des Verfassers wider, sondern auch die Zeit, in der sie entstanden sind. Wer solche Briefe empfangen hat, hat als Vater oder Mutter wenig falsch gemacht, und der, der sie schrieb, war ein guter Sohn.

Berlin, im Februar 2023

Die Briefe

Hinweis zur Lesart:

In Spitzklammern < > sind die Kommentare, die in den Originalbriefen handschriftlich ergänzt wurden. In eckigen Klammern [] sind die Ergänzungen des Herausgebers.

Den 23. 3. 58

Lieber Papi!

Von Donnerstag bis Samstag habe ich ununterbrochen Bundestag gehört. Es war hochinteressant. In erster Linie geht es um die Atomare Aufrüstung der Bundeswehr¹. Es kam zu zeitweise tollen Szenen. Am Donnerstag sagte Erler, die Reden der Regierungsparteileute und die Atmosphäre des Hauses erinnere ihn an eine Szene im Berliner Sportpalast 1943, als Goebbels fragte: »Wollt ihr den totalen Krieg?« Daraufhin marschierten CDU und DP geschlossen hinaus. Später sprach Reinhold Maier. Es war irrsinnig! Mit seinem dünnen Fistelstimmchen machte er Strauß fertig. Erstmal fing er an, als er Strauß gehört habe, sei er an das gut deutsche Sprichwort erinnert worden: Von alledem wird mir so dumm, als ging mir im Kopf ein Mühlrad rum. Dann erzählte er, wie er im 1. Weltkrieg bei der schweren Artillerie gewesen sei, und übertrieb – echt schwäbisch – seine Taten. Nun, dann sagte er: Diesem Mann (Strauß) würde ich nicht einmal ein Feldgeschütz anvertrauen. Wer so spreche, der schieße auch. So spreche auch kein Bundesverteidigungsminister, sondern der Reichskriegsminister. – Und in diesem Ton ging es weiter. Am Freitag sprach erst einer von der DP. Es war ein Erznazi. Sein Ton hat mich richtig an die Reden und Zitate erinnert, die in dem Dokumentenbuch über das dritte Reich stehen. Es gab einen rie-

sigen Krawall, als er zu den Sozis sagte: »Gott möge einen Atomkrieg verhindern (wenn sie [die CDU] es nicht vermag, dann berufen sie sich auf Gott!), falls sie noch an Gott zu glauben vermögen!« Nachmittags sagte dann Helene Wessel, sie habe den Eindruck, als ob bei der CDU u. DP der Glaube an die Atombombe stärker sei als der Glaube an Gott!

Aber am tollsten wurde es gestern vormittag. Erst sprach – sehr gut – Carlo Schmidt. Die meisten Worte waren Fremdwörter, und er zitierte u. a. Pascal, Hebel, Schiller usw. Und dann, nach ein paar langweiligen Rednern, kam ein SPD-Mann. Ein noch ganz junger, Schmidt aus Hamburg. Es war großartig! Hinreißend! Phantastisch!

Erst mal zitierte er, in Bezug auf die 251 CDU-Mitglieder, »Psychologie der Massen«. Die CDU tobte! Dann beschrieb er Strauß: »Intelligent, meine Herren, aber gefährlich!« Schließlich sagte er: »Atombomben in der Hand eines Herren Jaegers (CDU) können die Schatten eines 3. Weltkrieges heraufbeschwören!« Und er schloß zur CDU gewandt mit den Worten: »Legen Sie Ihren deutschnationalen Größenwahnsinn ab!« Du kannst Dir vorstellen, wie die CDU-Leute, und, wie Döring (FDP) sagte, ihre Untermieter, die DP, tobten! Dann stand Kiesinger auf und schrie mit vor Empörung zitternder Stimme, das Haus müsse sich schämen ob solcher Worte! Dieser ... hat es gerade nötig! Na wartet! Schließlich wurde die Debatte abgebrochen und auf Dienstag vertagt. Nachmittags kamen dann Kirn sen. und jun.² und haben mit mir debattiert. – Das ganze Zeug hat mich nur in meinem Entschluß, Politiker zu werden, bestärkt. Jetzt erst recht! Aber sowie ich die Macht habe,

lasse ich sie alle aufknüpfen. Und dann wird der Bundestag geschlossen. Nur kein Parlament!

Viele, viele, viele Grüße Dein Sohn Jörg!

Den 7. April 1958

Lieber Papi!

Vielen Dank für Karten und Briefe. Vielen, vielen, 100fachen Dank für das Geschenk. Es muß ja toll sein! Ich glaube, es ist besser, wenn Du es in Rom³ behältst, dann sparst Du Porto und ich habe es gleich an Ort und Stelle und kann mir die abgebildeten Bauwerke gleich ansehen.

Am Freitag waren Mami und ich in einem tollen Film, mit Charles Laughton und Marlene Dietrich: »Zeugin der Anklage«⁴. Einfach toll! Laughton spielt einen entsetzlich dicken, herzkranken Strafverteidiger. Er kommt gerade, von einer kindischen Krankenwärterin bewacht, aus dem Krankenhaus ins Büro und soll sich sehr schonen und keine großen Fälle mehr machen. Kaum ist er da und soll ins Bett gehen, da kommt ein Kollege und bringt ihm einen neuen Klienten. Dieser, ziemlich unvermögend, ist verdächtigt, eine sehr wohlhabende Frau umgebracht zu haben, mit der er bekannt war. Die Frau, schon älter und verwitwet, bemuttert ihn. Er ist mit einer Deutschen verheiratet, die er nach dem Krieg als Besatzungssoldat kennengelernt hat. (Das ist Marlene Dietrich.) Er sagt, sie könne beweisen, daß er schon zu Hause war, bevor der Mord begangen wurde. Dann kommt raus, daß die Ermordete ihr Testament geändert hatte und ihm 80 000 Pfund vermacht hat. Jetzt ist er natürlich schwer verdächtig. Also, der Prozeß beginnt. –

und als Kronzeugin der Anklage tritt die Frau des Verdächtigen auf. Sie war, als sie ihn heiratete, schon verheiratet und ist also ein richtiges Biest. Sie sagt, ihr Mann sei erst eine Stunde später gekommen und habe ihr gesagt, er habe sie umgebracht. Es gelingt aber Laughthon, sie unglaublich zu machen und der Verdächtige wird freigesprochen. Da aber kommt die Sensation: seine Frau, die vom Volk verprügelt wird, kommt zu Laughthon, der einsam auf seinem Bänkchen im Gerichtssaal sitzt, und sagt, daß er sie (die alte Dame) tatsächlich umgebracht habe. Sie selbst (M. D. hat L. kompromittierende Briefe zugestellt, um sich unglaublich zu machen. Als dann der nun Freigelassene kommt, sagt er frisch heraus, daß er sie selbstverständlich umgebracht hat (in England darf niemand 2mal wegen derselben Sache vor Gericht kommen) und die beiden sind glücklich, er nur anscheinend, denn plötzlich kommt ein hübsches, junges Mädchen und gibt sich als seine Verlobte zu erkennen. Da erkennt M.D., daß er sie betrogen hat und bringt ihn um. Ein wirklich ausgezeichneter Film! (Schauspielerisch) — Mami hat mir zu Ostern ein einfach hinreißendes Buch geschenkt: »Die Iden des März« von Thornton Wilder. Ich finde es großartig!

Anbei die »La famille«, Nr. 5.

Das Wetter ist mal wieder kalt, aber wenigstens scheint die Sonne. Und in Rom? Regnet es immer noch? Daß es Kakerlaken, Mäuse, Ameisen, Skorpione und dergleichen gibt, finde ich großartig. Wie im alten Rom! Die sind wahrscheinlich auch nicht so schnell wegzukriegen wie die Steine!

1000 Grüße und Küsse

Dein Sohn Jörg!